

HANS URS VON BALTHASAR †

Glaube und Naherwartung

Setzen wir einmal als bewiesen voraus, daß die Theologie des Johannes-evangeliums eine richtige Auslegung der synoptischen Theologie ist. Schließlich war doch Johannes dabei, und seine Ehrfurcht vor dem Herrn wie vor der Kirche hätte ihm nie erlaubt, freihändig an der Lehre des Herrn weiterzuzeichnen. Dann dürfen seine Worte als gültige Sprache oder Chiffre des Ereignisses gelten, das jene berichten.

Genahet ist das Reich, es ist imminent, ἐγγύς, am Anbrechen, ἐν θύραις, verkündet der synoptische Jesus. Weist er damit in die Zukunft als Ankunft Gottes, so unterscheidet er sich von den alten Propheten dadurch, daß er diese Kunft an seine Person und Existenz bindet. Keiner der Propheten hätte die Zeit des Gotteswortes vom kommenden Reich an die Zeit seiner eigenen sterblichen Existenz geknüpft. Nach ihnen können andere Propheten kommen; nach Jesus kommt nur noch Gott.

Dies heißt nun ganz genau: es erfolgt eine Gleichsetzung zwischen der Dimension einer irdischen, menschlichen, zeitlichen, sterblichen Existenz und der Gottesverheißung vom kommenden Reich. Die Aussagen »Ich, dieser Mensch« und »Gott kommt« sind identisch, und zwar nicht erst in der johanneischen ausdrücklichen Gleichsetzung: »Das Wort ward Fleisch« – das heißt: das Gotteswort der Heilsverheißung ward identisch mit der zeitlichen Gegenwart eines Menschen –, sondern durchaus schon synoptisch: es geschieht in Jesus ein entscheidender Schritt über die Gegenwart eines prophetischen, mit Gottes Wort und Kraft ausgestatteten, das Gottesheil ankündenden Menschen hinaus: das Da-Sein dieses Menschen ist das *Kommen*, das *Werden* des Reiches.

HANS URS VON BALTHASAR †, 1905 in Luzern geboren, gestorben 1988 in Basel. Priester 1936. Autor zahlreicher Werke und Aufsätze, darunter seine Trilogie »Herrlichkeit – Theodramatik – Theologie«. Preisträger u. a. des »Premio Internazionale Paolo VI«; er war Mitbegründer der internationalen »Communio« sowie Gründungsherausgeber der deutschen Ausgabe. Der hier wiedergegebene Beitrag wurde im November 1965 anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde der katholisch-Theologischen Fakultät in Münster als Vortrag gehalten.

Aber ein Mensch ist selbst ein Werdender, je in die Zukunft Schreitender, je aber auch auf den Tod Zulaufender. Man muß also, jene Identifikation vorausgesetzt, sagen: indem Jesus in seine menschliche Zukunft, auf seinen Tod zuschreitet, kommt das Reich. Nicht einfach so, daß er vorlaufend es gleichsam aus sich selber erzeugen, herausspinnen würde – insofern ist die Formel des Origenes: Christus sei die *αὐτοβασιλεία* kurzschlüssig –, man muß vielmehr bei der offenlassenden Aussage bleiben: indem er geht, kommt das Reich.

Wir wollen zu verstehen suchen, 1. was das für Jesu Bewußtsein, 2. was es für sein Tun bedeutet.

1. Jesus ist ein echter Mensch, und der unveräußerliche Adel des Menschen besteht darin, daß er seine Existenz in Freiheit auf eine *unbekannte Zukunft* hin entwerfen kann und sogar muß und daß, wenn er ein glaubender Mensch ist, diese Zukunft, in die er sich wirft und entwirft, Gott in seiner Freiheit und Unübersehbarkeit ist. Jesus diese Chance nehmen und ihn auf ein vorweg bekanntes, nur chronologisch noch ausstehendes Ziel zulaufen lassen, hieße schlicht, ihm seine Menschenwürde rauben. Das Markuswort *muß* echt sein: Niemand kennt jene Stunde ... auch der Sohn nicht (13,32).

Ist Jesus ein echter Mensch, dann muß er ferner sein Werk in der *Endlichkeit* eines Menschenlebens vollbringen, auch wenn dessen Wertgehalt, seine späteren Auswirkungen diese ihm gesetzte Endlichkeit weit überragen.

Ein Mensch kann nicht sagen: diesen Teil meiner Sendung erledige ich vor meinem Tod, und da ich weiß, daß ich auferstehen werde, kann ich ja das Restliche immer noch nachher weiterbetreiben. Wer so reden würde, wäre vielleicht ein himmlischer Geist, der ein bißchen auf Erden herumspielen würde, er wäre sicher kein Mensch, der die Last und Würde der zeitlichen Endlichkeit trägt.

Also: wenn das ewige Wort Gottes, das von sich sagen kann: »Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen« (Mk 13,31) ernstlich Mensch geworden ist, dann muß für das Bewußtsein dieses Menschen – so paradox das klingen mag – sein Zulaufen auf den Tod zusammenfallen mit dem Zulaufen auf das Ende von Himmel und Erde, oder besser gesagt: dann muß der freie Selbstentwurf dieses Menschen durch seinen Tod auf Gott zusammenfallen mit dem Überstehen des Wortes Gottes über dem Vergehen von Himmel und Erde.

Jesus ist nicht nur ein Mensch, er ist ein *jüdischer* Mensch, der im Horizont der Prophetie lebt und der offenkundig selbst vom prophetischen Geist durchwohnt ist. Er lebt nicht nur in die vom Wort Gottes eröffnete Zukunft, er blickt auch prophetisch in sie hinein.

Nun muß man dieses prophetische Schauen oder Wissen, das auch Jesus eignet, abgrenzen zunächst gegen so etwas wie ein »zweites Gesicht«, eine

wohl natürliche Möglichkeit eines rein materiellen, sozusagen photographischen Auffangens künftiger Ereignisse oder Verhängnisse. So etwas ist hier ausgeschlossen, denn biblische Prophezeiung ist in ihrem Inhalt und Maß je gebunden an die freien Entscheidungen der gegenwärtigen Menschen in Richtung auf Heil und Unheil hin. Sie ist deshalb, vom Standpunkt des Weissagenden aus, streng gebunden an dessen Heilssendung von Gott her. In diesem Sinn hat Jesus sicherlich ein prophetisches Wissen um die Zerstörung der Heiligen Stadt und ihrer ganzen Ökonomie besessen, als unmittelbar verbunden mit seiner Heilssendung und deren Ablehnung durch Israel.

Prophetisches Wissen ist gleicherweise abzugrenzen gegen das eigentlich apokalyptische Wissen, das dort, wo es echt ist (und nicht bloß literarische Nachahmung), also bei Daniel und Johannes, unbedingt die Ekstase voraussetzt. *Ἐγενόμην ἐν Πνεύματι*, sagt Johannes (Apk 1,10). Nur in der Entückung, die – in einem Sondergehorsam des Propheten Gott gegenüber – den Seher aus dem subjektiven freien Lebenszusammenhang auf Erden herausreißt, um ihn wie innerhalb einer Klammer für einen Augenblick an einen unlokalisierbaren Ort rein objektiver Schau zu versetzen, gleichsam weder im Himmel noch auf Erden – ist ein Blick in die heilsgeschichtliche Dramatik zwischen Himmel und Erde möglich, in Bilder-Chiffren, die wie im Querschnitt je neue qualitative Aspekte dieses Dramas freilegen, ohne an deren Chronologie im irdisch-weltgeschichtlichen Sinn interessiert zu sein.

Solche apokalyptische Schau ist theologisch gesehen eine Hilfsfunktion zur prophetischen Perspektive und prophetischen Existenz; sie wird aber im Leben und Sprechen Jesu nirgendwo sichtbar und braucht nicht vorausgesetzt zu werden. Die fälschlich so genannten kleinen Apokalypsen der Synoptiker (Mk 13 par.) sind in Wahrheit prophetische Schau und Rede, die nicht vertikal von oben ins Geschehen blickt, sondern horizontal voraus in die Dimension der Zukunft des Menschen auf Gott und der Zukunft Gottes auf den Menschen. Aber während der alttestamentliche Prophet die Heilsereignisse auch durchaus jenseits seiner eigenen Lebenszeit sehen und verkünden kann, kann jener Prophet, der das menschengewordene Verheißungswort Gottes in Person ist, das unmöglich tun, denn sosehr die chronologische Zeit nach seinem Menschentod weiterlaufen mag, *er* schreitet vorlaufend auf das Reich zu, indem er jede mögliche Weltzukunft ein- und überholt. Deshalb ist es keine Verwirrung der Texte, sondern theologisch exakte Rede, wenn er sein Ende mit dem Weltende zusammenfallen sieht, wenn er also die Erwartung seines unfehlbar nahen Todes zusammenfallen läßt mit der sogenannten *Naherwartung* des Weltendes. (Und diese Schau braucht nicht einmal gestört zu sein durch ein Fortlaufen der chronologischen Zeit, deren ontische Dignität und Qualität der Zeit Christi durchaus nachsteht.) Denn innerhalb seines Zuschreitens auf die unbekanntes kom-

mende »Stunde« des Vaters muß er ja auftragsgemäß fertig werden mit dem gesamten Zuschreiten der geschaffenen und der sündigen Menschheit auf den kommenden Gott. Die Texte, die Schwierigkeit machen, weil sie nahe Termine setzen (Mk 9,1: »Einige der hier Stehenden werden den Tod nicht kosten, bis sie das Gottesreich mit Macht gekommen sehen«; Mk 13,30: »Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis dies alles geschieht«), sprechen innerhalb jener erwähnten Gleichsetzung, die die Grundlage der Theologie der Inkarnation ist. *Ὁ λόγος παχύνεται, ὁ λόγος βραχύνεται*: Das Wort Gottes wird (durch Fleischwerdung) »verdichtet«, in die Endlichkeit hinein »verkürzt«, Aussagen von Gregor von Nazianz und Evagrius, kommentiert von Maximus Confessor. Denn mit dem Tod Jesu ist das Weltgericht erreicht und mit seiner Auferstehung der Horizont der Weltauferstehung.

Somit war die Naherwartung der Jünger und der Urkirche weitgehend ein chronologisches *Mißverstehen* der onto-theologischen Naherwartung Jesu, ein teilweises Absinken von der ungeheuren Dichte und unfehlbaren Wahrhaftigkeit seiner Aussage in eine weltlich-neutrale Zeitdimension hinein, die nicht allein durch Glaube, Liebe und Hoffnung, sondern zum Teil durch Gerichtsfurcht, zum Teil durch eine gewisse eschatologische Neugierde mitbestimmt wird.

Das führt unmittelbar zum zweiten: das Handeln Jesu in Hinsicht auf seine Zukunft, das heißt auf das imminently anbrechende Reich hin.

2. Dies handelnde Sichverhalten ist gekennzeichnet durch die Worte Gehorsam und Erfüllung. *Erfüllung* (vorwiegend synoptisch) als Wahrmachen aller Verheißung, *Gehorsam* (vorwiegend paulinisch und johanneisch) als der ontologische Grund, *warum* Jesu Tun erfüllend ist. Als Erfüllung der in Israel von jeher geforderten Haltung kann und muß sein Tun als der archetypische *Glaube* verstanden werden: als die Vollhaltung des irdischen Bundespartners Gott gegenüber, als das Sichvertrauen des Gottesknechtes in den Bund, als die Existenz Schritt für Schritt in der Weisung, als das Wandern unter der alleinigen Führung Gottes, und damit als das vollkommene Selbstopfer an Gott, wie dies alles der Hebräerbrief schildert, der Jesus den »Anführer und Vollender des Glaubens« nennt (12,2). Diesbezüglich muß man Ebeling und noch mehr Ernst Fuchs durchaus zustimmen.

In diesen zeithaft schreitenden vollkommenen Glauben hinein, der in sich selbst absolute *Hoffnung* auf Gott ist, kommt je und je, Schritt für Schritt das Reich. Von *vorne* heran ebenso wie von *oben* herein. Indem nun aber der Mensch und Gottesknecht Jesus, auf seinen Tod als Grenze vorlaufend, zugleich als Wort Gottes die gesamte Wahrheit und Wirklichkeit der Welt und ihrer Sünde in diesen Lauf und Tod hinein *mitnimmt*, muß er

sterbend in der absoluten Finsternis enden, und genau dieser Absturz in Gericht und Gottferne, in Scheol und Hölle, worin alle Abstürze des Alten Testaments, ja, der gesamten Menschheit kumulieren, *ist* der Anbruch Gottes, die Auferstehung des Menschen: hier heiligt sich der Name, hier kommt das Reich, denn hier geschieht der Wille auf Erden so exakt wie im Himmel, hier übergibt der Vater das Gericht dem erlösenden Sohn.

Aber dieser erfüllende Gehorsam wird nun abschließend von Johannes über Glaube und Hoffnung hinaus als Liebe gedeutet, und zwar nicht nur als die Offenbarung der Vatergüte Gottes durch die Gottes- und Menschenliebe des Menschen Jesus (wie die Aufklärung oder Harnack meinen), sondern *als die Offenbarung der trinitarischen Liebe zwischen Vater und Sohn. Das ist es, was der Vorlauf des synoptischen Jesus auf das je ankommende Gottesreich zu seiner Tiefe und Voraussetzung hat.* Wenn dieser Jesus das kommende Reich als das *Nächste* erwartet, weil nach ihm keiner mehr kommt als Gott, weil deshalb *vor* ihm keiner steht als Gott, weil er also *zuerst* das Reich Gottes sucht, dann hat alles übrige, die Menschen, der Kosmos, der Weltauftrag Jesu nirgendwo anders Platz als im Schreiten des gehorsamen Sohnes auf den je kommenden Vater zu. Nicht *dahinter* (so daß man zuerst Gott gehorcht, um *nachher* sich der Welt zuzuwenden), nicht *daneben* (so daß man eine Synthese machen müßte aus Gottzuwendung und Weltzuwendung), sondern ganz ausschließlich *darin*. Der Sohn, auf den Vater zuschreitend, nimmt kraft seines Gehorsams die Welt mit zu Gott, bringt sie an ihr Ende und über ihr Ende hinaus. Indem Jesus zuerst den Willen des Vaters erfüllt (Johannes), erfüllt er darin und mitfolgend auch die Thora und die Propheten (Matthäus, alle Evangelisten), und darin jedes Gottesgesetz in der Welt.

Darum kann das Vermächtnis Jesu an die Nachwelt nicht eigentlich sein ein begonnenes Werk, das von andern, von der Kirche weitergeführt, entwickelt, vollendet werden soll, kann es in diesem Sinn keine Zukunft Jesu geben (wie Moltmann unter Forcierung der Texte glaubhaft machen will), das Vermächtnis kann nur sein die Christo eigene Totalität, die *in sich selbst* Raum gewährt zum Mitschreiten, Miterfüllen, Mitglauben, Mitgehören. Das menschlich-weltliche Streben schöpft seine Kraft aus dem je schon Erreichthaben Jesu und je schon Erreichtwordensein des strebenden Menschen durch Jesus (Phil 3,12), und christlich ist solches Streben nur im Vorgriff der Hoffnung und des Gehorsams über alle innerweltliche Sorge und kulturell-technische Planung und Konstruktion hinaus. Was immer unser Planen in innerweltliche Zukunft hinein sein mag – Schöpfungsauftrag oder gottwidriger Titanismus oder oft beides in einem –, es kann christlich keinen andern Raum beanspruchen als den im Schreiten Jesu auf den Vater zu, in einem so engen Gehorsam, in einer so dringenden Naherwartung, daß zwischen Jesus und dem Vater, dessen Willen er tut, keine Stecknadel

zu Boden fallen kann. Das gesamte Heilsgeschehen von Anfang bis Ende der Welt ereignet sich auf diesem schmalsten Weg, durch dieses Nadelöhr: es ereignet sich innerhalb der göttlichen Intersubjektivität, wie sie in Jesus Christus geöffnet ist, um uns in sich einzulassen. Nicht primär in unserer menschlichen Intersubjektivität ereignet sich Gott (wie Feuerbach meint), *wir* ereignen uns nirgendwo anders als im innertrinitarischen Gespräch, am Ort des Austausches, des Heiligen Geistes. Ohne Trinitätsdenken versteht man also nicht den ersten Satz von Jesus, vom geschichtlichen und zeithaften Horizont seines menschlichen Daseins.

* * *

Noch ein Wort über *unsere Mitnahme* auf Jesu Weg. Daß dieses Mitgenommenwerden und Mitgehen den Namen Glaube trägt, ist biblisch eindeutig. Aber dieser Glaube ist nicht primär Glaube an ein vollendetes historisches Faktum (»Daß-Glaube«, wie Buber sagt, *nämlich* daß Jesus für mich gestorben und auferstanden ist), wobei es unerheblich wäre, ob dieser Daß-Glaube protestantisch als nachträgliche Anerkennung verstanden wird, daß Jesus alles Verdienst hat, oder ob dieser Daß-Glaube katholisch selbst eine Art Tugend ist und ein gewisses Verdienst in sich schließt.

Sondern Jesus ist zunächst der Mensch, der jüdische Mensch, der an Gott glaubt, und der andere jüdische Menschen um sich scharf, mit denen er eine Glaubens- und Gehorsamsgemeinschaft zum Vater hin bilden will. Es wird einstweilen nichts »zu glauben vorgestellt«, es wird nur in die Glaubensbewegung und Gottesnachfolge Israels eingeladen, und erst beim Versuch, dieser Einladung zu entsprechen, zeigt sich, daß Jesus es kann und daß der Mensch es nicht kann. Daß der Mensch die Hand Jesu ergreifen muß, um zu glauben. Daß Jesus der große Bruder ist, der den Glauben hat, der zeigen kann, wie man es macht, ja, der machen kann, daß man es auch kann. Der aber auch fordert, daß nunmehr kein *Zwischenraum* mehr bestehen darf zwischen theoretischer Forderung (des Gesetzes) und praktischer Ausführung, zwischen Glaube und Existenz, Gehorsam und persönlicher Freiheit. Er zeigt im Glaubensakt selbst eine eschatologische Engführung. Und indem er diese nicht theoretisch fordert und zeigt, sondern als der Wort-Mensch praktisch ist, wird er für jene, die den Glaubensversuch wagen, zur unentbehrlichen Vermittlung. Vermittlung des *Aktes*, nicht zunächst Vermittlung als Gegenstand. Paulus, der bei der gemeinsamen Einübung nicht dabei war, ist geneigt, diese Stufe zu überspringen und von der Schau des vollendeten Christus von Damaskus her den Glauben an ihn sofort gegenständlich zu nehmen. Er sieht dann, wie in diesem vollendeten trinitarischen Christus der Platz für meinen Glauben in ihm, der es vorweg für mich geleistet hat, ausgespart ist: *πίστις Ἰησοῦ*. Aber es hängt doch al-

les daran, daß wir die von Jesus Mensch und Jesus jüdischer Mensch je schon brüderlich auf seinen Gehorsamsweg, seinen Weg der Naherwartung Mitgenommenen sind. Hebr 2,12–13: »Darum schämt er sich nicht, sie seine Brüder zu nennen und zu sagen ... Siehe, hier sind *wir*, ich und die Kinder, die Gott mir gegeben hat.«

Die Kinder gehen mit, eine Strecke, soweit Menschen und Sünder mitkönnen. Aber wie sollten sie bis ans Ende des Willens Gottes mitgehen können, bis dorthin, wo das Ende des Lebens zusammenfällt mit der Ankunft des Reiches? Hier wird die Einladung zum Mitgehen sich wandeln: die Mitnahme wird zur Übernahme, so wie ein Vater sein Kind in den Arm nimmt, um über einen Abgrund zu springen, der für den Sprung des Kindes zu breit ist. Dies in zwei Zeiten: als Eucharistie vor dem Kreuz, als Stellvertretung am Kreuz.

Eucharistie heißt das physische Sicheinverleiben der Jünger, der Kirche vor der Passion, damit sie nolensvolens (im Geheimnis des einen Fleisches) dabei seien bis ans Ende. Nolens in sich, volens in ihm, in Maria, in Johannes. Die Kommunikation der Geister in der Materie ermöglicht in der eucharistischen Materie eine echte Kommunion der versagenden Glaubensakte mit dem unentwegten Glauben des Sohnes.

Diese physische Einigung ist die Sicherung des Mitdabeiseins, wenn der Sohn am Kreuz die Sünde der Welt in unendliches Leiden auflöst: in dem undurchdringlichen Geheimnis, daß der neue Adam alles *allein* hindurchträgt, auch die Kirche, auch Maria, die vom Kreuz her vorerlöste, und daß er dennoch die Frau eucharistisch-leiblich mit unter das Kreuz nimmt, damit sie als Mater dolorosa zur – nun ja: zur *Miterlöserin* werde. Daß das möglich ist, wurzelt im radikalen, ursprünglichen Mitsein von Christus-Mensch und -Kind mit allem, was Menschenkind heißt, es wurzelt enger darin, daß der Ebed Jahwe von Anfang an sowohl Einer ist wie ein Volk, es wurzelt engstens darin, daß Jesus die, die er mitmenschlich in diesen Glaubensweg eingeladen und mitgenommen hat, nachträglich nicht irgendwo stehen läßt, sondern sie – auch wenn sie fliehen, verleugnen, verraten – über ihren subjektiven Willen hinaus, kraft der inneren *objektiven* Logik des von ihnen grundsätzlich bejahten Glaubens, der ja *alles* will, was Gott will, hindurchträgt bis ans Ende der Sünde, bis über den Abgrund der Hölle, wobei sie aus Gnade mitsterben dürfen und müssen in seinem Tod. Freilich, die letzten Schritte in der Finsternis kann nur der Sohn des absoluten Lichtes gehen, mehr für uns als mit uns.

Er stirbt unsern Sündertod und muß für uns in die Unterwelt fahren: und diese Fahrt ist der letzte Gehorsam, der einzige wirkliche Leichen- oder Kadavergehorsam. Denn in diesem Gehorsam muß er das Reich des Vaters zuletzt dort suchen, wo es auf keinen Fall zu finden ist: in der Hölle, die aus all dem besteht, was Gott von den Sündern abgetrennt hat, um es endgültig

von sich weg zu verfluchen. In diesen Widerspruch führt der Vater den Sohn hinein: sofern aber der Wille des Vaters ihn dahin führt, ist auch die letzte Schranke, der Widerspruch, die Hölle selbst überwunden, und von dorthin erfolgt Auferstehung: das heißt die Demonstration, daß auch dies schon je in der dreieinigen Identität des göttlichen Geistes enthalten war.

Ich möchte daraus noch drei Folgerungen ziehen.

1. Christliche Geschichte, ja, Weltgeschichte überhaupt hat nach Christus onto-theologisch keinen andern möglichen Ort als innerhalb des Schreitens des menschengewordenen Sohnes auf das kommende Reich des Vaters zu. Sie ist darin, nicht dahinter. Als Entfaltungen der im Menschen waltenden oder ihm in der Natur zugestalteten Kräfte (Evolution) steht dieser Weg gesamthaft in der Entscheidung des Glaubens, und der Tag Omega als der Tag des Herrn wird es an den Tag bringen, ob auf Gold und Silber oder auf Holz und Stroh gebaut wurde. Sofern alle chronologisch noch künftigen Entscheidungen aber mithineingehören in das Mit-uns-Schreiten Christi, kann mit Origenes gesagt werden, daß Christus wartet, daß der ganze Himmel wartet und unerfüllt bleibt, bis ich, der letzte der Sünder, mich bekehrt habe, bis die Vollzahl der Glieder des Christusleibes auferstanden ist. In dieser Hinsicht kann (aber doch in einem *uneigentlichen* Sinn) von Zukunft Christi für ihn selbst die Rede sein: von einem Schreiten Christi auf seine eigene weltgeschichtliche Erfüllung zu. Aber zentraler ist die Aussage, daß wir, innerhalb seines Weges schreitend, auf ihn selber als unser Eschaton zugehen: dies allein ist ein theologisch sinnvolles Reden von der Wiederkunft Christi, die dann gerade zusammenfällt mit der endgültigen Ankunft des Reiches des Vaters, »die Vollendung ist, wenn Er Gott dem Vater das Reich übergibt« (1 Kor 15,24). Im Glauben, im Sakrament, im Leben von Gehorsam und Kreuz, im Vorlauf auf unseren Tod schreiten wir immerfort, ohne ihn je einholen zu können, auf den Horizont des Ereignisses Christi zu, dem wir unser Schreiten, unsere Freiheit, unser Menschsein verdanken. Denn unsere freiesten Selbstentwürfe vollziehen sich dann in den offensten Raum der absoluten, göttlichen, dreieinigen Freiheit hinein, deren Offenstehen für uns durch Christi Gehorsam verbürgt ist: Kühneres, Utopischeres ist uns hier gestattet und ermöglicht, als was unserer eigenen dürftigen Phantasie als Selbstübersteigungen einfallen möchte. Christi Selbstentwurf ist dabei nicht Schranke, nach oben abschließender Horizont (wie es etwa ein Nietzsche empfand), sondern Stachel, sich mit keinem Abschluß zufriedenzugeben, in der Menschenform durch ihn die gnädig eröffnete und doch unfaßliche Gottform zu verwirklichen. Diese aber ist Er, und in ihm werden wir zu solcher Freiheit befreit. Wenn deshalb sich enthüllt, was er *ist*, dann wird enthüllt sein, was *wir* sind, was Geschichte ist, was Welt ist. Denn wer kann heute sagen, was

Eucharistie *ist*, was Kreuz *ist*, was Auferstehung *ist*? Das ist das unüberholbare Eschaton, ins Unendliche offen, weil es die Offenlegung des Deus semper maior ist, das id quo maius cogitari non potest.

2. Die Freilassung durch Christus in unsere eigene Lebenszeit und unsere freien Entwürfe geschieht im verheißenen und gespendeten *Heiligen Geist*. Indem Johannes seine Verheißung durch den Herrn ausdrücklich mit diesen »Gehen« und »Zurückkehren« zum Vater übereinfallen läßt – bis dahin sogar, daß die Ausgießung des Geistes das Erkennungszeichen sein wird, daß der Sohn beim Vater angelangt ist und der trinitarische Kreislauf sich auch ökonomisch wieder geschlossen hat (Joh 14,16.20.26) –, übersteigt er nicht etwa den synoptischen Horizont der Naherwartung in eine dahinter sich öffnende weltgeschichtliche Zeit hinein, sondern zeigt in der Engführung des Gehorsams die unendliche Weite der Freiheit und des Verstehens, zeigt auch die vermittelnde Kraft, die die verfließende Weltzeit einsammelt und konzentriert in die christologische Zeit. So kann auch für ihn das eschatologisch-Antichristliche imminente Gegenwart sein. Aber indem Johannes die eschatologische Engführung als identisch erkannt hat mit der Freilassung im Heiligen Geist, übersteigt er die synoptisch-urchristliche Paradoxie, daß die Kirche sowohl Zeit wie keine Zeit vor sich hat. Das existentiell Bestürzende dieser Lage stillt sich bei ihm aus einer tieferen Kenntnis der Zeit Christi, die weder bloße Weltzeit noch zeitlose Überzeit ist, sondern die im letzten einzig wahre Zeit, in die wir eingeborgen in der weitenden Freiheit des Herrn leben dürfen.

3. Das Schreiten auf das Eschaton hin in Naherwartung (»Sucht *zuerst* das Reich Gottes«) ist auf jeden Fall *Mitnahme* von Welt. Denn Christus schreitet selbst nur als ein Mitnehmender. Sonst wäre er ja immer schon angekommen, und der Lauf durch das Menschenleben erübrigte sich. Jeder Christ ist, in welchem Stand auch immer, aufgerufen, täglich in eschatologischer Engführung um das Kommen des Reiches zu beten und durch Gehorsam (auf Erden wie im Himmel) darauf zuzugehen, es kommen zu *lassen*. Es gibt in der Kirche nicht mehr oder weniger »eschatologische Existenzen«. Es gibt nur verschiedene Weisen, es zu sein: in engstem Anschluß an Christus, gleichsam mit ihm Schritt zu halten versuchend, dadurch daß man in Gebet, Verzicht, Hingabe die Welt, die Brüder mitvoranträgt, oder daß man, im weltlichen Tun verharrend, durch die zähe Materie hindurch, in der Solidarität mit allen sich Mühenden und sich Wagenden, je auf den Willen Gottes zuschreitet. Ordensstand – Weltstand. Heute spannt die Kirche den Bogen zwischen den Ständen, indem sie in den Weltgemeinschaften deren Synthese billigt: mit der größten Nähe zum Herrn im Leben der Christusratschläge, mit der größten Nähe zu den Brüdern in der Solidarität der weltlichen Anstrengungen und Wagnisse. Das ist vielleicht der zukunftsträchtigste christliche Entwurf dieser Zeit; ihm gilt unser Einsatz.